

(Nachdruck verboten.)

84]

Vor dem Sturm.

Roman von M. E. delle Grazie.

„Dann braucht er sich nicht erst zu entschuldigen“, lächelten Seine Hochwürden gnädig. So hoch er auch Chloë einschätzte — die Schmeichelei des Försters tat ihre Wirkung. Das Spiel wurde wieder aufgenommen und da Dechant und Schulmeister schlechte Karten hatten, blieb der Grünrock Sieger.

Darüber trat endlich das feierliche Schweigen ein, das der Förster beim Spiel so sehr liebte. „Grad' nur fluchen sollte man dürfen“, dachte er, „sich ein bisserl Luft machen. . .“ Es war doch schrecklich, jeden Balat so lautlos „einramschen“, jeden hohen Tarot so bescheiden ausspielen zu müssen. Aber — schließlich, dafür spielte man mit einem Grafen! Und schon begann ein wunderbarer Duft das ganze Haus zu durchziehen: der Geruch des köstlichen Mokka, den der Dechant seinen Gästen zu bieten pflegte. Honig und Butterfemmeln gab es dazu und einen Gugelhupf, in dem fliegengroße Zibebenen saßen. Nach dem Kaffee aber wurde immer ein guter Tropfen serviert. Alte, edle Weine, die Seine Hochwürden Jahr für Jahr im Keller liegen hatte. Da verlohnte es sich schon, ein paar Flüche zu verschlucken und eine alte Geschichte immer wieder anzuhören. Nur der Schulmeister kam sich nach jeder dieser Mahlzeiten immer noch kleiner und verächtlicher vor. Natürlich ließ auch er sich die guten Dinge wohl munden. Ab und ab — wie ein Schulmeister von damals eben essen mußte, wenn er wenigstens einmal in der Woche ordentlich satt werden wollte. Aber gerade das fraß ihm tagelang an der Leber: dieses Unwürdige seiner Stellung, die ihn nicht bloß geistig, sondern auch körperlich an den Pfarrer wies. Und was mußte er nicht sonst alles hinunterwürgen — in „untertäniger Submission“, bloß um des lieben Friedens willen!

Beim Kaffee wurde noch das und jenes besprochen. Wie jedoch der Wein erschien, trat andachtsvolle Stille ein. Fast lautlos wurden die Gläser gefüllt und geleert. Zuletzt durfte der Förster seinen „Türkenkopf“ anstecken. Und während der Qualm die drei Becher in seinen lauen, grauen Dunst einhüllte, schienen sich langsam auch die heimlichsten Gegenfäße auszugleichen. Die Verdauung begann ihr friedliches Werk und brachte jedem der drei nur jene Gedanken nahe, die seinem Innersten vertraut und angenehm waren. Und der schwüle Hauch der abblühenden Linden, der zu den offenen Fenstern hereinschlug, das eintönige Gefurr der Bienen, die in ganzen Schwärmen in den Blütenkelchen hingen, die tiefe, satte Stille der Erntezeit ließen diesem Behagen die wohlige Freiheit eines Friedens, den jeder als etwas Heimatliches empfand und liebte. Wozu sich den Kopf zerbrechen über Dinge und Gegenfäße, die der liebe Gott selbst auf halbem Wege liegen gelassen? Es lebte sich doch gut in Oesterreich, trotz alledem!

So dämmerten Dechant und Förster und Schulmeister nach und nach in einen Schlummer hinüber, dessen Atemzüge allmählich fast den Rhythmus eines wohltemperierten Trios annahmen. Der pfeifende Atem des etwas asthmatischen Dechants spielte die Flöte, der Schulmeister orgelte das Violoncell und der Förster schnarchte den Baß dazu. Auf ihrem himmelblauen Pöfsterchen aber lag Chloë, blinzte erst respektvoll nach den geteerten Wasserstiefeln des Försters — zuletzt beruhigt nach dem friedlich schlummernden Gebieter und wagte es endlich, selbst einzuschlafen. Wie es schien, glaubte sie für heute nichts mehr befürchten zu müssen.

Als Seine Hochwürden erwachten, war Bastl schon lange fort und von der Straße scholl eben ein kräftiger Fluch des Försters herüber, der vielleicht noch schlaftrunken über einen Haufen Backsteine gestolpert war, die die liebe Schuljugend für ihre Kämpfe zusammengetragen. Draußen dämmerte es bereits. Chloë schlummerte friedlich auf ihrem Polster. Aber ein regenfeuchter Hauch, der plötzlich kühl und erquickend zwischen den Gardinen hereinstrich, brachte Seine Hochwürden rascher zu sich, als es sonst der Fall war. Und weil er sich nach kräftiger Abtug und wohliger Ruhe doppelt gestärkt fühlte, entsann er sich plötzlich mit einer Art Ingrimms auch

wieder seiner seelsorglichen Pflichten und machte sich bereit, sofort nach dem Schlosse zu gehn. Es würde zwar ein saurer Weg werden, aber — einmal mußte es geschehn! Damit nahm er Stock und Hut und ging.

Auf dem Schlosse des gnädigen Fräuleins von Schönbad rüstete man an diesem Abend gerade zum Erntefest. Es war ein gutes Jahr gewesen und der goldene Segen füllte die riesigen Scheunen bis an das Dach. Auch das Brot der Armen und Aermsten war darunter, die während der Ernte nicht nur „die schuldige Arbeit prästiert“, sondern auch jede zehnte Mandel von dem eigenen Acker schweren Herzens auf den herrschaftlichen Wagen gehoben. Trotzdem war ihnen Arbeit und Abgabe heuer um vieles leichter erschienen, als sonst. Der Unterweger war nicht mehr da: der verhasste Günstling, der im brutalen Machtgefühl seiner Stellung jede Rücksicht hintangeseht. Keine Leistung war ihm „zu Rechten prästiert“ — keine Mandel reich genug gewesen. Die Bauern verstanden allmählich: er selbst wollte auch sein Teil von allem! Was blieb ihnen übrig? Um den ewigen Schikanen zu entgehen und vielleicht noch Schlimmeres abzuwenden, fand sich einer nach dem anderen langsam in das Unermeidliche. Zuletzt merkten sie, daß das Spiel, in dieser Weise betrieben, für sie nicht einmal allzu teuer wurde. Der Verwalter, nur auf seinen Gewinn bedacht, ließ von da an „alle Fünf gerade sein“. So büßte die Herrschaft an Arbeit und Abgaben, was dem unredlichen Beamten in die Tasche fiel. Wohl wurde es den meisten Bauern nicht recht geheuer dabei. Noch hatte jeder von ihnen seinen Gott, dem er Jahr für Jahr zur öfterlichen Beichte Herz und Seele aufstat. Wie schrecklich, vor ihm und dem hochwürdigen Herrn bekennen zu müssen, daß sie durch die unersättliche Gewinnsucht des Unterweger so halb und halb zu Gehlern dieser verkappten Diebstähle geworden waren! Und — „der Fehler ist nicht besser als der Stehler!“ Sie sagten sich ja selbst. Aber wenn nicht einmal der Dechant imstande war, Ordnung zu schaffen! Und sollte das gnädige Fräulein wirklich so gar nichts merken? Sie konnten sich, aus der schweren Not des eigenen Daseins heraus, eine derartige Sorglosigkeit gar nicht vorstellen. Aber war es ihre Pflicht, sich das „Maul zu verbrennen“, wo die Meistbetroffene für all diese Vorgänge nur ein Lächeln schweigender Nachsicht hatte? Sie stopften ja ihre Taschen nicht voll! Und warum Dolette es geschehn ließ, wußte man längst.

Da die Stelle des Verwalters einstweilen unbesetzt geblieben, hatte der Rentmeister mit dem Draben heuer zum Rechten gesehn und wo Rentmeister und Draben nicht ausreichten, war — der Reitknecht des gnädigen Fräuleins erschienen. Anfangs stukten die Leute — endlich fingen sie an zu begreifen und manch einer machte sich seufzend gefast, das alte Spiel von neuem angehn zu sehen. Aber — seltsam! Der neue Günstling blieb in allem rechtlich, mutete keinem mehr zu, als ihm oblag, tat selbst nur, was ihm befohlen war, und setzte dabei so gar keine hochnäsige Laune auf. Im Gegenteil, wo er erschien, sprach er die Leute wie seinesgleichen an; sah darauf, daß die Alten geschont wurden, die verabreichte Kost gut und reichlich war, hatte für jeden ein freundliches Wort oder einen Scherz bereit, der ein lustiges Echo weckte. Kurz, er war aus dem Volk und sprach die Sprache des Volkes. So fühlten sie sich auch ihm näher, gehorchten lieber und taten ihre Arbeit noch einmal so gern. Die wenigen, die bereits störrisch die Nadeln gehoben, grüßten zuletzt am freundlichsten, wo er sich sehn ließ. Das war doch wenigstens keiner dieser hochfahrenden Beamten, die sich immer noch einmal so stolz gehabten, wie die Herrschaft, obwohl sie selbst noch nicht lang irgendwo aus der Stube eines Bauernhauses hervorgefrohen. Und was man dem Klamert Karl sonst noch nachsagte . . . du lieber Gott! Wie das gnädige Fräulein schon war . . . warum sollte nicht auch ein armer Teufel einmal zu etwas Gutem kommen? Und blieb er, wie er war, wurde es auch für sie vielleicht das Beste. Kurz, sie gönnten's ihm alle! So wurde, was sich anfangs zu einem neuen Vergerniss auszuwachsen drohte, gar bald eine, nicht ohne Wohlwollen betrachtete Angelegenheit des ganzen Dorfes. Und schließlich . . . der Karl hielt sich auch! Ganz merkwürdig brav hielt er sich, wenn man bedachte, daß er nur ein „Dahergelaufener“ war, an dem eine Gräfin Gefallen fand. Denn das Schlimmste war noch immer nicht

geschehen, trotz aller Verführungskünste Dolettes. So viel wußte man auch im Dorfe.

Als die letzten Garben unter Dach waren, bemerkte Dolette mit freudigem Schreck, daß ihr Gut noch einmal so viel trug, als sie bisher angenommen, und „die zu prästierende Arbeit“ in der halben Zeit das ihre getan hatte. Da der Rentmeister schon alt und etwas schwerfällig war und die Draben, als einstige Vertraute des Unterweger, die neue Wirtschaft gewiß am liebsten wieder ins alte Geleise gebracht hätten, konnte es ihr nicht lang ein Geheimnis bleiben, wem sie diese Wendung eigentlich zu danken habe. Und in der Tat . . . sie mochte hinhorchen, wo sie wollte — überall scholl ihr das Lob des neuen Dieners entgegen. Anfangs tat sie ganz ungläubig: „Der? Den hab ich ja nur so mitgeschickt!“ „Aber er versteht's für drei!“ scholl es ihr aus dem Mund der Arbeiter entgegen. Nachdenklicher als sonst stieg sie in ihr Boudoir empor.

Seit jenem wilden Tanz unter der „Hütt'n“ ging ihr das Blut wie in einem Rausch. Aufschreien hätte sie oft mögen vor Sehnsucht, ihn an sich reißen, heiß, gierig, mit einem herrischen „Komml!“ Aber — der Klamert war ein ganzer Mann, und da sie ein ganzes Weib war, fühlte sie sehr wohl, daß dies nicht die Art sei, ihn zu gewinnen. Er verachtete sie schon wegen des andern. Wie nun erst, wenn sie selbst sich ihm an den Hals wüferte? Der Unterweger hatte sie verführt. Aber der blieb stark! So sah sie keinen rechten Weg, der ans Ziel führte, und das Letzte wagte sie selbst nicht auszudenken. Ein Rest von Stolz war ihr doch geblieben, und nicht ohne eine gewisse Verwirrung merkte sie, daß gerade seine Art es war, die ihr diese Haltung gab.

Nichtsdestoweniger hatte sie während dieser Tage und Wochen alle nur möglichen Verführungskünste spielen lassen. Sie beliebte lange, einsame Ritte . . . querfeldein, über Feden und Gräben, oft im tollsten Galopp. Wenn sie endlich mit hochgeröteten Wangen, die Lippen lang nachslatternd, einhielt — schlug das tiefe Schweigen des Waldes wie ein Meer um sie zusammen. Niemand bei ihr als er!

Unter dem Vorwand, müde zu sein, hielt sie oft plötzlich ihr Pferd an und ließ sich von ihm herabhelfen. Ihre Augen blickten ihn an, das vage Lächeln ihrer Lippen sollte ihm Mut machen. Mehr als einmal glaubte sie zu merken, daß die Hand, auf die sie beim Herabgleiten die Spitze ihres zierlichen Fußes stellte, leicht erbeute. Aber seine Mienen blieben unbewegt — sein Aug' sah Gott weiß wo hin, und kreuzte sein Blick den ihren, schien es immer bloß zufällig zu sein. Keine Bewegung an ihm, die nicht ganz äußere Ehrerbietung und Dienstbesessenheit gewesen wäre. Nur sein Lächeln — sein Lächeln . . . das ihr den Mann wies, der sie verachtete und bändigte. „Er muß doch eine Geliebte haben“, dachte sie bei solchen Gelegenheiten erbittert. „Eine, mit der er sich über mich lustig macht.“ Aber wen? So viel sie auch hinter ihm her war — nicht einmal noch hatte sie ihn bei irgendeinem Geschäler mit einer ihrer Mägde betroffen. Und Kammerjungfer, Stubenmädchen und Stallbirnen beredeten es zuletzt selbst, daß der Karl „a gor hoafker“ war, dem „so g'schwind foane recht is“. „Vielleicht hat er im Dorf sein „Gesbeanzl“ (Geschäler), meinte sie zu ihrer Kammerjungfer. Aber auch die Antwort, die sie auf diese scherzhaft ausholende Bemerkung erhielt, hatte sie völlig beruhigt. „Wonn kam er denn obi (herunter)? Wonn er mit die Koff' firti is' fikt 'r im Steoll und lest seine Büachl'n.“ Dolette mochte es sich noch heute nicht recht gefallen, aber der Tag, an dem sie das erfahren, war einer der glücklichsten ihres Lebens gewesen.

„Er hält also auf sich“, dachte sie. „Bloß deshalb bin ich ihm nicht gut genug.“ Nun . . . mit der Zeit konnte das noch anders werden.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Meisterin.

32]

Von August Friedrich Krause.

Und der Paul fühlte eine Gewalt in sich emporsteigen, die nicht aus ihm selbst stammte, eine fremde, unheimliche Gewalt, die alles Denken und Empfinden in ihm verbrannte und allen Willen lähmte, die Starrheit seines Nackens löste und ihn zwang, sich niederzubeugen und der Mutter, deren Gehör schon kumpf zu werden schien, die Worte ins Ohr zu sagen, die sie zu hören begehrte: „Ich will alles tun, was Du willst!“

So kam der letzte Abend.

Alle wußten, daß es zu Ende ging, auch die Kranke. Sie wollte allein sein mit dem Sohne in dieser letzten Stunde und hatte darum die Anna heimgeschickt. Die alte Frau Schmidt mußte das Mädchen begleiten und sollte gleichfalls vor dem nächsten Morgen nicht wieder kommen.

Totenstill und frostlos öde war es in dem weiten Hause, nur der wilde Märzsturm pfiß um die Mauern und sang in diese Stille hinein sein wunderstarkes, eintöniges Lied vom Leben.

Dem Paul zitterten die Kniee, als er hinter den Fortgehenden die Haustür geschlossen hatte und nun sich in den Lehnstuhl fallen ließ. Er war schon mehrere Nächte nicht aus den Kleidern gekommen und hatte auch am Tage, um seine schweren Gedanken zu beläuben, sich wenig Ruhe gegönnt. Die Seele war ihm völlig zerrieben von dem stetigen Kampfe mit sich selbst und mit der Mutter.

Er fühlte, wie die Sterbende, je näher sie ihrer Auflösung kam, immer mehr von ihm Besitz nahm, als ränne ihre Seele in seine Seele über und bergewaltige sein Begehren und Wollen. Er wußte, daß es für ihn kein Entrinnen mehr gab.

Die Kranke war, nachdem die Anna gegangen und sie mit dem Sohne allein war, ein wenig lebhafter und unruhiger geworden. Sie rief ihn mit den Augen dicht neben sich, daß sein Ohr fast an ihrem Munde lag; denn ihre Worten waren nur noch ein Hauch und ein kaum vernehmbares Pfläsen. Er aber verstand doch, was sie sagte: „Du . . . mußt . . . die Anna . . . heiraten!“

Der Paul schwieg; fest biß er die Lippen aufeinander. Das Recht des Lebenden wurde ihm jäh bewußt: über sich selbst bestimmen, sich unabhängig halten zu dürfen von fremdem Willen. Und er tropfte auf dieses Recht.

„Die Anna!“

Sie hob den Kopf mühsam und sah ihn an.

Noch einmal fladerte der Widerstand in ihm auf:

„Ich kann nicht, Mutter!“ schluchzte er wild, verzweifelt.

„Du . . . mußt! . . . Mußt!“

Ihr Blick, in dem alle Kraft ihrer Seele, die letzte, brannte, ließ nicht von ihm.

„Ich geh . . . nich . . . in 'n Himmel,“ hauchte sie, „ich bleib . . . dohier . . . hier auf . . . der Erde! . . . Bei Dir!“

Ein eisiger Schauer lief ihm über den Rücken, und er zitterte an allen Gliedern.

„Bei Dir . . . bin ich immer! . . . Ich seh . . . all's . . . was Du machst!“

Tiefer senkte er den Kopf, er konnte ihren starren, schon halb gebrochenen, drohenden Blick nicht mehr ertragen.

„Hörste . . . Paul!“

Und als er immer noch sich abgewendet hielt:

„Du mußt . . . mich . . . ansehen . . . daß ich seh . . . was Du sagst!“

Er hob den Kopf, aber sein Auge war stumpf und leer!

„Ich seh . . . Dich immer an . . . Du!“

Rauh und rauher wurden ihre Worte, rudweise kollerten sie über die scharf gewordene Junge, als würden sie mit höchster Anstrengung hinausgestoßen ins Leben.

„Ich seh . . . Dich . . . an! Im . . . Grabel!“

Der Sohn jant wie geschlagen vor ihrem Bett auf die Knie.

„Nicht die . . . Augen zudrücken . . . hörste! Offen lassen . . . hörste!“

Sie lag eine Weile regungslos, als wäre sie schon gestorben; aber in ihren Augen fladerte noch Leben.

„Versprech mir . . . nicht zudrücken . . . Ich will . . . will Dich . . . immer ansehen . . . können!“

Er fühlte sich völlig bernichtet.

„Ich . . . versprech's Dir, Mutter!“ stammelte er.

Den letzten Rest ihrer verfladernden Kraft raffte sie noch zusammen.

„Die Anna!“ flüsterte sie lauter. „Heiraten!“

Er antwortete nicht.

„Schwör's mir!“ forderte sie.

Er drückte den Kopf hart auf die Bettlante und rührte sich nicht. Da zwang ihn ihr Schrei, hell und grell, anstöß, verzweifelt.

„Paul!“

Der ganze Jammer ihres Lebens schrieite noch einmal darin auf.

Die Angst jagte ihn auf und vom Bett; eine fremde Gewalt aber zog ihn unwiderstehlich dicht zu der Kranken.

„Schwör's!“ gelkte es ihm ins Ohr.

Und ihr Blick lag auf ihm wie eine Last.

„Ich . . . ich . . . schwör's Dir . . . Mutter!“

Jäh fiel alle Kraft in der Sterbenden zusammen, ein tiefes, schweres Aufatmen ging durch den sich stredenden Körper und die Augen brachen. Sie hatte den Schwur des Sohnes mit hinübergenommen in die andere Welt.

Starr aber hielt sie noch im Tode den Blick auf ihn gerichtet und ließ nicht von ihm.

Ein unsägliches Grauen überlief ihn, und in wahnsinniger Angst schrie er auf:

„Mutter!“

Vor dem Totenbett brach er zusammen.

Als er nach Stunden sich erhob, sahen noch immer die Augen der Mutter ihn an: gebrochen, gläsern, starr, und doch mit zwin-gender Kraft.

Nie mehr verlor der Paul diesen Blick aus der Seele.

Schluss.

Eher als er gedacht erhielt der Paul die Nachricht, daß er vom Militärdienst befreit sei, und nun trieb er mit Ungebuld zur Hochzeit. Die alte Bäuerin und auch die Anna hatten mit einem späteren Termin gerechnet, und die Ausstattung war noch nicht fertig. Aber von Warten wollte der Paul nichts wissen. Die Mutter hatte bestimmt: wenn das Gesuch genehmigt war, sollten sie heiraten. So mußte es sein! Möchte die Anna nach der Hochzeit ihre Wäsche nähen. Und wenn dem Schwager die Feier so ungelegen mitten in die Heuernte fiel, wo jede Hand zur Arbeit nötig war, konnte er das eben nicht ändern. Er wollte gerne vorher und nachher fest mit zugreifen, damit der Schwager nicht zu Schaden käme. Der Mutter Gebot aber mußte unter allen Umständen befolgt werden, da mochte sich nun schon entgegenstellen, was wollte.

Die alte Bäuerin vom Krinke-Hofe sprach jetzt oft mit der Anna davon, wie der Paul so ganz anders sei, als sie gedacht und er zuerst sich gezeigt hatte. Als wenn er mit der Mutter Tod ein anderer geworden wäre. Die alte Frau Kother hatte gesagt: er habe viel vom Vater, schlecht würde er, wenn er nicht unter eine harte Hand käme. Sie war vielmehr der Meinung, daß er ganz der Mutter gleiche, ebenso verschlossen und kalt, so hart und unbeugsam sei wie die! Darum hing er auch an der Mutter wie selten jemand. Die Mutter hat's gesagt! Die Mutter wollte das so! Die Mutter hat das bestimmt und jenes so gehalten! Das war jetzt all' seiner Reden Sinn und Zweck.

Der Anna gefiel der Bursche jetzt viel besser als früher. Da war er kladderig und unsiet gewesen, als brenne eine Unruhe in ihm. Mit Lieblosungen freisch, und wären es auch nur die schüchternsten und selbstverständlichsten gewesen, behelligte er sie jetzt so wenig wie früher. Kalt erschien er, als wäre er keiner tieferen Empfindung fähig, herzlos, kalt, wie man seiner Mutter nachgesagt hatte.

Auch das Mädchen war keine leidenschaftliche Natur, und sein Herz hatte nicht gebrannt, als es dem Paul das Jawort gegeben; jetzt aber wollte manchmal ein warmes Gefühl für den hübschen, stattlichen Burschen in seinem Herzen aufgehen und sich in dem leisen Leuchten der Augen verraten.

Der Paul, nur mit sich selbst beschäftigt, merkte nichts davon. Fragend, fordernd, drohend sah er der Mutter Blick auf sich gerichtet, wo er auch war, was er auch tat. Wenn er sinnend die Lider schloß und nachts in seinen Träumen standen ihre Augen vor ihm, wie er sie im Sterben gesehen, wie er sie noch gesehen, als sie schon im Sarge lag, bis man den Deckel schloß. Mit hartem Wort hatte er allen gewehrt, die Augen zu schließen, und als die Anna trotzdem es heimlich versucht hatte, waren die Lider nicht zugeblieben; als wenn die Tote sich selbst dagegen gestraubt hätte. So war die Kother-Tischlern mit offenen Augen in ihr Grab gelegt worden, und niemand wußte, daß sie selbst es so hatte haben wollen. Der Paul sprach nie von ihrer letzten Stunde.

Nun trug der Sohn den Blick dieser Augen in sich, und sie trieben ihn hart und streng zu allem dem, was der Wille der Mutter war.

Wie damals in der Schule, als er seine Schande vor der ganzen Klasse bekennen mußte, wie im Kreischam einst, als er dem Glüd-Schuster das volle Glas aus der Hand schlug, fühlte er auch jetzt und mehr noch als je die Mutter bei sich. Sie regierte sein Denken und Empfinden, sie leitete sein Tun, sie redete aus ihm und schwieg aus ihm. Während ihr müder, zerriebener Leib im Grabe ruhte, lebte ihre starke Seele in des Sohnes Seele ein neues Leben und vollendete ihr Werk.

Am die Mitte des Juni fand die Hochzeit statt.

Die Trauung war vorüber, die Hochzeitsgesellschaft saß im Brautbause beim Mahle.

Wie während der kirchlichen Feier vor dem Altar, so stand auch jetzt dem Brautpaar gegenüber an der Tafel ein leerer Stuhl und auf dem Platte ein vollständiges Gedeck. Niemand wußte, was dies zu bedeuten hatte, und wenn überhaupt jemand sich Gedanken darüber machte, so meinte er wohl: dies sei der Platz für einen Gast, der noch in letzter Stunde verhindert war zu kommen.

Nur die Anna wußte noch um die Bedeutung und daß eine Tote mit an ihrem Hochzeitsmahle saß. Wenn sie daran dachte, lief der Herzhaften ein Schauer über den Rücken.

Der Paul aber vermochte nicht, den Blick von dem Platte loszureißen. Für ihn war der Stuhl nicht leer. Er sah die Mutter darauf sitzen, die hagere Gestalt umschlossen von dem schlichten, schwarzen, nun schon längst aus der Mode gekommenen Seidenkleid, das sie bei ihrer eigenen Hochzeit getragen und in dem man sie auf ihr Verlangen auch in den Sarg gelegt hatte.

„Ich muß doch mein gutes Kleid anhaben, wenn ich auf eure Hochzeit komme,“ hatte sie einmal gesagt.

Die Hände im Schoß gefaltet, gerade gerichtet, wie es ihre Art war, saß sie vor ihm und sah ihn an, nur ihn an: ernst, streng, hart, wie im Leben immer.

Und er konnte nicht los von ihren Augen. Immer tiefer senkte er seinen Blick hinein, immer angstvoller suchte er darin, bis er endlich ganz auf dem Grunde ihrer Augen glaubte ein stilles, zufriedenes Leuchten zu erkennen.

Leise saßte unter dem Tisch die junge Frau nach der Hand ihres Mannes, der sich völlig verloren und ganz vergessen hatte, wo er war.

„Paul!“ rief sie ihn an, heimlich, daß niemand es hören konnte,

angstvoll, als müsse sie ihn aus einer Ferne zurüdrufen, in die sie ihn nicht zu folgen vermochte.

Jetzt erwiderte seine Hand ihren Druck und allmählich lehrte sein Blick in die Wirklichkeit zurück. Ein stohes Leuchten brannte in seinen Augen auf, und wie der Ruf eines Erlösten glitt es über seine Lippen, bebend und froh:

„Mutter!“

Aus der Geschichte der Revolutionen in China.

China ist das Land der Rebellionen, denn die Geschichte keines Reiches der Erde ist so gespickt mit großen staatlichen und völkerschaftlichen Umwälzungen. Das ergibt sich freilich schon aus der Tatsache, daß kein Reich der Erde einen so langen Bestand innerhalb desselben Gebiets gehabt hat wie das Chinesische Reich, wenigstens innerhalb des eigentlichen China, des von den Chinesen selbst so genannten Landes der achtzehn Provinzen. Es ist wohl nur sehr bedingt als geschichtliche Wahrheit anzunehmen, daß ein Kaiserthum in China schon etwa seit dem Jahr 3000, also jetzt fast seit fünf Jahrtausenden, bestanden hat. Gibt doch die Ueberlieferung dem ersten Kaiser auch Lebensalter und Regierungszeiten von unmöglicher Länge, deren Zahlen an die patriarchalischen Altersziffern im Alten Testament erinnern. Der zweite der chinesischen Kaiser soll nicht weniger als 139 Jahre auf dem Thron gesessen haben. Dennoch ist es durchaus zweifellos, daß in keinem andern Erdgebiet eine Kultur und ein geordnetes Staatswesen so stetig bestanden hat wie in China, und deshalb muß die Geschichte des Chinesischen Reichs schon wegen ihrer langen Dauer reicher an Inhalt sein als die Geschichte irgendeines andern Volkes. Aber auch unter Berücksichtigung dieses Umstandes kann die chinesische Geschichte als besonders unruhig gelten. Die ersten zwei bis drei Jahrtausende waren ein unablässiger Vertheidigungskampf der ackerbauenden und daher fest angesiedelten Chinesen gegen die nomadischen Völkerschwärme Innerasiens. Nicht immer waren diese Kämpfe für die Chinesen siegreich, obgleich ihre Geschichtsschreiber selten von Niederlagen berichten. Oft schließlich der Bericht über solche Wirren mit dem Bemerkel, daß eine asiatische Völkerschaft auf dem Gnadenwege auf einem Gebiet innerhalb Chinas angesiedelt wurde, was nichts anderes heißen will, als daß eben diese Völkerschaft obgesiegt und sich auf chinesischem Boden selbst festgesetzt hatte. Mindestens zweimal im Lauf jener fünf Jahrtausende wurde sogar das ganze Reich von Fremden überwältigt: einmal im dreizehnten Jahrhundert durch die Mongolen unter Tschingischan und seinen Nachfolgern, die aber trotz ihrer gewaltigen Macht, die sie als Kaiser von China von dem großartig gegründeten Peking aus zu leiten und zu wahren versuchten, schon nach wenigen Jahrzehnten wieder aus dem Land vertrieben wurden. Zum zweiten Mal wurde das Chinesische Reich von den Mandschu erobert, die aus der nach ihnen benannten Mandschurei im siebzehnten Jahrhundert einbrachen und sich 1644 auf den chinesischen Thron schlangen. Ihre Herrschaft währte noch heute, obgleich nach den Prophezeiungen, die im Volke umlaufen, ihre Dynastie nicht länger als zwei Jahrhunderte dauern sollte.

Obwohl das Chinesentum sich stets als stark genug erwiesen hat, um ein siegreiches Volk, das sich zu Herren des Landes aufgeworfen hatte, schließlich gleichsam aufzusaugen, ist doch gerade die Geschichte der Mandschu voll von revolutionären Ereignissen. Unzählige Male ist in diesem oder jenem Teil des Reiches ein Aufstand gegen die Mandschu ausgebrochen, der immer damit anfang, daß die Rebellen sich den von den Eroberern ihnen aufgezwungenen Joch abschneiden. Ein Engländer Meadows, der lange in China gewesen ist, hat ein dickleibiges Buch geschrieben, das nur von den Rebellionen im Chinesischen Reich handelt. Die schwerste Bedrohung, die das Kaiserthum der Mandschu in China überhaupt erfahren hat, war die Rebellion der Taiping. Von der Größe dieses Aufstandes und von den Verwüstungen an Land und Menschen, die durch ihn herbeigeführt wurden, kann man sich überhaupt nach keinem ähnlichen Ereignis der Weltgeschichte eine Vorstellung machen. Aus dem alten Weltwinkel der Provinz Kwangsi, weit im Süden des Reichs entstanden, raste diese Revolution über halb China hin. Die südliche Hauptstadt des Reiches, das prächtige berühmte Kanton, wurde erobert und in einen Trümmerhaufen verwandelt. Die Zahl der Opfer, die diese Rebellion in einem Zeitraum von etwa zehn Jahren verschlungen hat, wird verschieden angegeben, von den höchsten Schätzungen aber auf 100 Millionen Menschen. Das erscheint als eine ungläubliche Zahl und ist wohl auch übertrieben. Dennoch vermittelt sie einen zutreffenden Eindruck der entsetzlichen Verheerungen, die in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts das Chinesische Reich heimsuchten. Der größte Chinareisende der neueren Zeit, Ferdinand v. Richthofen, hat in seinen Tagebüchern die Folgen der Taipingrebellion in anschaulichster Weise geschildert. Noch zehn Jahre nach ihrer Beendigung fand er weite Gebiete in Süchina im Zustand einer völligen Wüsten- und entweder ganz menschenleer oder eben erst spärlich von Einwanderern besiedelt. Im Jahre 1907 bekundete ein englischer Reisender, daß die Spuren dieser Rebellion noch immer aufs deutlichste bemerkbar sind. Dennoch hat selbst dieser furchtbare Kampf den Staatsorganismus in China nicht lebensgefährlich zu erschüttern vermocht.

Obgleich nicht vergessen werden darf, daß die endgültige Niederwerfung der Taiping mit europäischer Hilfe erfolgte.

Kleinere Rebellionen, die vielleicht mehrere Provinzen, also ein Gebiet von der doppelten oder dreifachen Größe des Deutschen Reiches ergriffen hätten, haben immer gleichsam durch eigene Erstreckung geendet. Diese Tatsache läßt sich nur dadurch verstehen, daß das Chinesische Reich ebenso groß und in seiner Ausdehnung so mannigfaltig gegliedert ist, daß sich der Verbreitung derartiger Umwälzungen mehr oder weniger bald natürliche Hindernisse in den Weg stellen. Eine Rebellion muß schon eine gewaltige Verführungskraft besitzen, um sich eines Gebietes ganz zu bemächtigen, das neun- bis zehnmal größer ist als Deutschland. Danach sind die Aussichten der Revolution, die jetzt seit einigen Wochen in China eine Reihe von Erfolgen gegen die Reichsregierung erstritten hat, zu beurteilen. Nach dem Durchschnitt der früheren Erfahrungen wird es bis zu einem Sturz der Mandchu nicht kommen. Auch wenn sie wiederum einige Provinzen unter ihre Botmäßigkeit bringen sollte, liegt noch kein Anlaß vor, ihr einen endgültigen Erfolg zu prophezeien. Dennoch hat die jetzige Erhebung auch einige bedenklichere Merkmale von ungewöhnlichem Charakter. Jedenfalls gibt es zu denken, daß an den jetzigen Unruhen bereits eine Reihe von Provinzen beteiligt sind, die im Herzen des Reichs liegen und zu seinem kostbarsten Teil gehören. Jetzt handelt es sich nicht mehr um das ferne Kwangsi, sondern um die reiche Provinz Szechwan, die größte des Landes, und um Hupe, das in der großen Ebene des mittleren Yangtschiang und seines großen Nebenflusses, des Han-Kiang, eine äußerst dichte Bevölkerung besitzt. Südlich an Hupe grenzt die Provinz Hunan, die gleichfalls eine bedrohliche Haltung angenommen hat. Die Einwohner von Hunan sind unter den Chinesen die besten und vielleicht die einzig guten Soldaten. Wenn sich die Bevölkerung dieser Provinz etwa noch in Gemeinschaft mit Kwantung und Kwangsi zu einer gemeinsamen Rebellion zusammenschließt, dann entsteht für die Mandchu-Dynastie wenigstens eine ebenso große Gefahr wie vor 50 Jahren durch die Taiping-Rebellion.

Kleines feuilleton.

Naturwissenschaftliches.

Die Geheimnisse der Schwammzucht. „Gehen wir einer schwammlosen Zukunft entgegen?“ Diese Frage wirft René Bache in einem Aufsatz des „American Magazine“ auf, in dem er die durch planlose Fischerei verursachte, stets zunehmende Verarmung der Schwammgründe im Meere erörtert und das einzige Heil von einer systematisch durchgeführten Schwammzucht erwartet. Die natürlichen Schwammgebiete, die sich heute hauptsächlich im Mitteländischen Meer und an den Küsten von Florida befinden, werden immer unergiebiger, die Kultur des Schwammes, der ein so wichtiges Mittel unserer Körperpflege ist, deshalb um so notwendiger. Der Badeschwamm war bisher ein „wildes Tier“, wir müssen ihn nun zu einem „Hausier“ machen. In dem Zentrum der Schwammfischerei des Mittelmeers, in dem französischen Sfax, hat man ein Laboratorium eingerichtet, das sich mit dem wissenschaftlichen Studium der Schwammkultur beschäftigt, und ebenso hat die Fischereiabteilung der Regierung der Vereinigten Staaten umfassende Untersuchungen vorgenommen, denn in Florida werden die feinsten Badeschwämme der Welt gewonnen. Die von der Regierung eingerichteten Schwammfirmen in Anclote Key und Miscayne Bay haben bewiesen, daß unter günstigen Bedingungen ein Acre Schwammgrund jährlich 200 Dollar Gewinn abwerfen kann. Die Schwämme, die in den Handel kommen, sind die aus feinen elastischen Hornfasern bestehende Skelettmasse eines See-Tieres, das im Leben eine fleischige, gallertartige Masse ist. Die künstliche Züchtung dieser Tiere, die zum erstenmal von dem hervorragenden deutschen Spongienforscher Oskar Schmidt in Angriff genommen wurde, besteht darin, daß man die Tiere mit einem scharfen Messer in Stücke zerschneidet, die einen Umfang von etwa zwei Kubitzoll haben. Jedes dieser Stücke ist dann unter günstigen Bedingungen in stände, einen ausgewachsenen Schwamm zu erzeugen. Während Schmidt seinerzeit die Tiere in Holzkästen auf den Seeboden versenkte, haben nun sowohl die Franzosen in Sfax wie der Leiter der amerikanischen Untersuchungen, Dr. Moore, andere Methoden ausgebildet. Das Holz wurde nämlich durch den Bohrwurm angegriffen und zerstört. Moore bringt jedes Stück Schwamm auf eine Scheibe von einem Fuß Durchmesser und zwei Zoll Dicke, die wie eine riesige Münze aussieht. Auf dieser Scheibe wird das Schwammstück mit einem Stück Blei befestigt, das einige Zoll über die Scheibe hinausreicht. Das Blei wird durch das Salzwasser nicht zerstört, der Schwamm aber klammert sich an diesen festen Halt, wie eine Pflanze an ihre Wurzel, und entwickelt sich nun über die Scheibe hin in einer gesunden und symmetrischen Form. So entstehen also in dem flachen sandigen Boden nahe an der Küste die großen prächtigen Schwämme. Von dieser Methode der Schwammzucht unterscheidet sich die französische Art hauptsächlich dadurch, daß die Schwammstücker in Kegel- oder zylinderförmige Behälter gelegt und dann von der Küste aus an Drähten

über dem Meeresboden befestigt werden, so daß sie den eigentlichen Seegrund nicht berühren. Sie sind so gegen ihre Feinde, die sie zu verschlingen trachten, besser gesichert und können weniger vom Schlamm beschmutzt werden.

Meteorologisches.

Die abnormen Witterungsverhältnisse des Sommers. Die fürchterliche, langandauernde Hitze und Dürre des letzten Sommers hat allgemein die Ueberzeugung ausgelöst, daß so etwas seit Menschengedenken „nicht dagewesen sei“. In der Tat wurde ja auch von den meteorologischen Stationen verkündet, daß der Sommer 1911 der heißeste Sommer seit genau 100 Jahren gewesen sei. Nicht weniger interessant ist der Nachweis, in welchem Maße der letzte Sommer in bezug auf Temperatur und Menge der Niederschläge von dem Durchschnitt einer größeren Reihe von Jahren abgewichen ist.

Prof. Dr. Börnstein, der Leiter der ersten Berliner meteorologischen Beobachtungsstelle in der Invalidenstrasse, hat diese Feststellungen für die Reichshauptstadt gemacht und ist dabei zu folgenden Ergebnissen gelangt. Im Juni hatten wir in Berlin eine mittlere Temperatur von 17,2 Grad Celsius. Diese Temperatur blieb aber noch um eine Kleinigkeit (0,3 Grad) hinter der Durchschnittstemperatur desselben Monats in den letzten 60 Jahren zurück. 1,8 Grad über den 60jährigen Durchschnitt erhob sich die mittlere Temperatur des Juli, die 20,7 Grad betrug. Das ist eigentlich noch gar keine so große Abweichung. Der August endlich war in Berlin der absolut und relativ wärmste Monat des Jahres; er stand mit seiner Durchschnittstemperatur von 21,6 um 3,5 Grad über dem 60jährigen Mittel. Den heißesten Tag des ganzen Sommers hatte doch der Juli, dessen 23. eine Durchschnittstemperatur von 27 Grad Celsius aufwies. An diesem Tage wurde auch die höchste Temperatur des ganzen Sommers mit 35 Grad Celsius im Schatten erreicht.

Weit größer als diese Temperaturdifferenzen sind die Abweichungen von der Norm, die der vergangene Sommer in bezug auf die niedergegangene Regenmenge gebracht hat. Im Juni hatten wir nur 11 Tage mit Niederschlägen (gegen 13 im letzten Jahre). Die Höhe der Niederschläge betrug 29,4 Millimeter, d. i. 33,4 Millimeter weniger als im 60jährigen Mittel. Im Juli betrug die Zahl der Tage mit Regen 9 (16). Die Höhe der Niederschläge blieb mit 40,3 Millimeter um 31,4 Millimeter hinter dem 60jährigen Mittel zurück. Der August endlich brachte uns nur 7 Regentage und eine Höhe der Niederschläge von 7,7 Millimeter, d. i. 46,7 Millimeter weniger als dem 60jährigen Mittel entspricht. Der August, der sonst schon einen Rückgang der Temperatur und größere Regenmengen zu bringen pflegt, war also sowohl der heißeste als auch der trockenste Monat des ganzen letzten Sommers. Die fürchterliche Hitze des vergangenen Sommers würde uns jetzt nur noch als ein Märchen erscheinen, wenn uns nicht Missernten und Teuerung als böse Andenken daran zurückgeblieben wären.

Physikalisches.

Was die Erde an Radium von sich gibt. Die Entdeckung und Erforschung der Radiumstrahlen hat eine Umwälzung der Anschauungen nicht bloß in Physik und Chemie, sondern auch in anderen Naturwissenschaften hervorgebracht. Die Geographie oder vielmehr ihr besonderer Zweig, die Geophysik, ist daran in hervorragender Weise beteiligt. Die Auffassung vom Wesen der inneren Erdwärme mußte notwendig durch die Möglichkeit, sie durch Zersetzung des Radiums zu erklären, einen neuen Anstoß erhalten. Namentlich die allgemeine Verbreitung der Radiumstrahlen trotz der äußerst feinen Verteilung der Radiumverbindungen selbst stempelt diese Naturerscheinung zu einer solchen von weltbedeutendem Charakter. Selbstverständlich hat sich die Geophysik bemüht, eine Vorstellung darüber zu gewinnen, wie viel Radiumstrahlen die Erde im ganzen etwa von sich gibt. An drei ganz verschiedenen Stellen, an den Universitäten in Cambridge, Montreal und Chicago, haben Gelehrte solche Wahrnehmungen angestellt und sind zu dem übereinstimmenden Ergebnis gelangt, daß in jedem Kubikmeter Luft in der Nähe des Erdbodens eine Strahlung (Emanation) vorhanden ist, die eine Menge von 30 Billionstel Gramm Radium voraussetzen würde. Das scheint verschwindend wenig zu sein, aber man muß sich zunächst vorstellen, mit welcher gewaltiger Ziffer dieser Bruch zu multiplizieren ist, wenn man die ganze Erdoberfläche berücksichtigen will. Jetzt haben sich auch drei Physiker in Japan mit der gleichen Frage beschäftigt und sind nach einem Vortrag vor der mathematisch-physikalischen Gesellschaft in Tokio zu einer Bestätigung jenes Ergebnisses gelangt. Sie fügen hinzu, daß der Strahlungsegehalt in der Atmosphäre mit dem Abstand vom Erdboden abnimmt. Ferner haben sie die wertvolle Berechnung aufgestellt, daß sich über jedem Quadratmeter der Erdoberfläche in der Luft eine Strahlungsmenge befindet, die 40 Billionstel Gramm Radium entspricht. Dieser Strahlungsegehalt muß nun aber dauernd aus dem Erdinnern heraus ergänzt werden, da er sich schnell zerlegt, und zwar zur Hälfte des Betrages in etwa 8 1/2 Tagen. Daraus ergibt sich, daß die ganze Erde doch dauernd eine große Menge von Radiumstrahlen gleichsam ausatmet.